

**Achim Perner:**

**Einführende Bemerkungen zu Jacques Lacan: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion (Schriften I, S. 61-70) im Hinblick auf die Arbeiten von Cindy Sherman**

**I**

Worum geht es in dieser Abhandlung Lacans? Dazu ist eine längere Vorbemerkung erforderlich, ausgehend vom französischen Titel dieses Texts: *Le stade du miroir comme fondateur de la fonction du Je*: Dieses *Je* ist nicht das freudsche *Ich*, das als *moi* ins Französische übersetzt und auch von Lacan so gebraucht worden ist. So heißt sein Seminar II *Le moi dans la théorie de Freud...*, was im Deutschen mit *Das Ich in der Theorie Freuds...* wiedergegeben worden ist. Man kann in der deutschen Übersetzung nicht hören, worum es Lacan in diesem Text geht: ein *Je*, das nicht das *Ich* der freudschen Theorie ist, sondern etwas anderes. Die Schwierigkeit rührt daher, daß das Freudsche *Ich* besser mit *Je* ins Französische übersetzt worden wäre also mit dem grammatischen Ich der Aussage, um *moi* für etwas zu bezeichnen, das etwas anderes ist als das Ich der Theorie Freuds. Ein ähnliches Problem gibt es im Englischen, in das Freuds *Ich* als *ego* und Lacans *Je* mit *I* übersetzt worden ist. Weil Freud ins Englische auf eine ähnliche Weise falsch übersetzt worden ist wie ins Französische, kann Lacans Unterscheidung von *Je* und *moi* ins Englische, aber nicht ohne weiteres ins Deutsche übersetzt werden. Was hat Lacan dann aber mit dem *Je* gemeint, wenn es nicht das Ich der Theorie Freuds ist? Es muß sich doch auf ein Phänomen der analytischen Erfahrung beziehen.

Ein anderer Psychoanalytiker, Heinz Hartmann, hat 1950 den Begriff des *Selbst* in die Psychoanalyse eingeführt, um etwas zu fassen, das Freud mit dem Wort *Ich* irgendwie eingeschlossen, aber nicht präzise gefaßt hat<sup>1</sup>. Tatsächlich hat Freud dieses Wort einerseits in einer definierten Weise benutzt, um damit eine psychische Funktion bzw. eine Instanz zu bezeichnen, und andererseits er hat in einer unbestimmten Weise vom Ich gesprochen, um damit im alltäglichen Sinn die Person, die Persönlichkeit, das Individuum, das Subjekt zu bezeichnen. Der Begriff des *Selbst* soll wie das *Je* von Lacan etwas von dem theoretisch fassen, was bei Freud unbestimmt geblieben ist. Dieser Begriff ist dann von vielen Psychoanalytikern aufgegriffen worden, am prominentesten von Heinz Kohut und Donald Winnicott. Winnicott hat Lacans Abhandlung über das Spiegelstadium ausdrücklich aufgegriffen, um sie weiterzuführen<sup>2</sup> und Kohut hat sie zu den Arbeiten gezählt, deren Forschungsbereich sich mit seinen überschneidet<sup>3</sup>. Tatsächlich zielen Lacan, Hartmann, Winnicott und Kohut auf dasselbe Phänomen, ich habe mich darum entschlossen, da *Je* in Lacans Theorie des Spiegelstadiums als *Selbst* zu übersetzen, um zu markieren, daß es sich dabei um etwas anderes handelt als das Ich der Theorie von Freud. D.h. Lacans Theorie des Spiegelstadiums, die er 1936 auf dem Kongreß der IPV in Marienbad vorgetragen und 1949 auf dem Kongreß in Zürich wiederholt hat, beschreibt die Entstehung dessen, was später im Anschluß an Hartmann als *Selbst* beschrieben worden ist. Sehen wir uns Hartmanns Begründung für die Einführung des *Selbst* in die Psychoanalyse näher an.

---

<sup>1</sup> Heinz Hartmann (1950): Bemerkungen zur psychoanalytischen Theorie des Ich, in ders. (1997): *Ichpsychologie*, Stuttgart, S. 119 ff

<sup>2</sup> Donald W. Winnicott (1967): Die Spiegelfunktion von Mutter und Familie in der kindlichen Entwicklung, in ders. (1971): *Vom Spiel zur Kreativität*, Stuttgart S. 128ff.

<sup>3</sup> Heinz Kohut (1981): *Die Heilung des Selbst*, Frankfurt/M. S. 16. Der englische Titel heißt *The Restoration of the Self*, was mit *Wiederherstellung* hätte übersetzt werden müssen. Das *Self* von Kohut ist übrigens als *Soi* ins Französische übersetzt worden, was wohl die beste Übersetzung ist, die psychoanalytische Sprachverwirrung aber noch größer macht.

In den Texten, denen Freud das Ich als eine psychische Instanz behandelt, läßt er es in der Wahrnehmung wurzeln und beschreibt seine Entstehung als eine Veränderung der äußeren Rindenschicht des Es durch den Einfluß der Realität:

„Ein Individuum ist nun für uns ein psychisches Es, unerkannt und unbewußt, diesem sitzt das Ich nur oberflächlich auf, aus dem *W*-System als Kern entwickelt. (...) Es ist leicht einzusehen, das Ich ist der durch den direkten Einfluß der Außenwelt unter Vermittlung von *W-Bw* veränderte Teil des Es, gewissermaßen eine Fortsetzung der Oberflächendifferenzierung.(...) Die Wahrnehmung spielt für das Ich die Rolle, welche im Es dem Trieb zufällt.“<sup>4</sup>

Dieses Ich, das in der Wahrnehmung wurzelt, ist an der der Grenze zwischen dem Innen und dem Außen angesiedelt, denn es nimmt sowohl innere Vorgänge wie äußere Gegebenheiten wahr und versucht, zwischen ihnen zu vermitteln. Es ist der Vertreter der Realitätskontrolle und des Realitätsprinzips, der Träger der Sekundärprozesse und der Urteilsfunktion, des Denkens und der motorischen Kontrolle, mit anderen Worten: der Träger der Willensfunktion. Ganz anderer Herkunft ist das „ideale Ich“, das Freud als Erbe des primären Narzißmus beschreibt:

„Der Narzißmus erscheint auf dieses neue ideale Ich verschoben, welches sich wie das infantile im Besitz aller wertvollen Vollkommenheiten befindet.“<sup>5</sup>

Dieses Ich bildet sich nicht unter dem Einfluß der Außenwelt. Es hat, wie Hartmann schreibt, „einen teilweise unabhängigen Ursprung“, so daß wir hier von einem „autonomen Faktor in der Ich-Entwicklung sprechen können, genauso, wie wir die Triebe für autonome Kräfte der Entwicklung halten.“<sup>6</sup> Für dieses Ich hat Hartmann den Ausdruck *Selbst* vorgeschlagen. Sein Argument bezieht sich auf den Gegensatz des Narzißmus zu den libidinösen Objektbesetzungen:

„Das Gegenteil von Objektbesetzungen ist jedoch nicht Ich-Besetzung, sondern Besetzung der eigenen Person, das heißt Selbstbesetzung. (...) Es trägt deshalb zur Klärung bei, wenn wir Narzißmus nicht als Libidobesetzung des Ich, sondern des Selbst definieren.“<sup>7</sup>

Dieses Selbst ist aber keine kompakte Gegebenheit. Für dieses Selbst gilt, was Freud vom Ich insgesamt geschrieben hat:

„Dieses Ich ist vor allem ein körperliches, es ist nicht nur ein Oberflächenwesen, sondern selbst die Projektion einer Oberfläche.“<sup>8</sup>

---

<sup>4</sup> Sigmund Freud (1923): Das Ich und das Es, StA Bd. III, S. 293. ‚System *W*‘ bzw. ‚*W-Bw*‘ sind Abkürzungen für das *Wahrnehmungssystem* bzw. das *System Wahrnehmung-Bewußtsein*, das Freud in seiner Strukturtheorie des psychischen Apparats den psychischen Systemen des Unbewußten (System *Ubw*) und des Vorbewußten (System *Vbw*) gegenüberstellt.

<sup>5</sup> Sigmund Freud: Zur Einführung des Narzißmus, StA Bd. III, S. 60 f. Freud hat dieses ideale Ich abwechselnd Idealich, Ichideal und Über-Ich genannt und seine Entstehung zuerst auf die Aufgabe des primären Narzißmus, später auch auf den Untergang des Ödipuskomplexes zurückgeführt. Das betrifft aber zwei weit auseinanderliegende Zeiten und zwei unterschiedliche psychische Mechanismen: ersten Fall besetzt das Kind sich narzißtisch selbst, im zweiten identifiziert es sich mit dem elterlich Rivalen. Mit dem *Je* von Lacan und dem *Selbst* der anderen Autoren ist offensichtlich das erstere gemeint.

<sup>6</sup> Heinz Hartmann (1950), a.a.O. S. 124. Lacan hat diese Formulierung heftig angegriffen. Ich kann nicht erkennen, was an ihr verkehrt sein könnte.

<sup>7</sup> Ebd. S. 132

<sup>8</sup> Sigmund Freud (1923), a.a.O. S. 294. Freud hat hebt dies als ein gesondertes Moment der Entstehung des Ich hervor, neben seiner Entstehung aus dem System *W*. Die Einführung des Selbst beinhaltet den Vorschlag, diesen beiden Aspekte nicht nur von der Entstehung her gesondert betrachten, sondern als verschiedene Instanzen.

Freud hat diesen Satz in einer Fußnote für die englische Übersetzung kommentiert:

„D.h. das Ich ist letztlich aus körperlichen Empfindungen hervorgegangen, vor allem von solchen, die von der Oberfläche des Körpers ausgehen. Es kann darum als eine psychische Projektion der Körperoberfläche betrachtet werden, neben der schon erwähnten Repräsentation des psychischen Apparats.“<sup>9</sup>

Genau um dieses Ich, das Hartmann *Selbst* genannt hat und das Lacan als *Je* vom *moi* unterschieden hat, geht es in der Abhandlung über das Spiegelstadium.

Es geht mir, wenn ich das sage, nicht darum, Lacan auf einen ‚Vorläufer‘ von Hartmann, Kohut oder Winnicott zu reduzieren oder den Unterschied ihrer theoretischen Konzeptionen zu nivellieren, sondern das Phänomen zu umreißen, um das es in dieser Abhandlung geht. Wir müssen auch noch kurz auf ein zweites Wort aus dem Titel zu sprechen kommen, denn *le fondateur* ist nicht der Bildner, sondern der Begründer. Es geht in dieser Abhandlung Lacans um die Begründung (im Sinne eines begründenden Aktes) der Funktion des Selbst. Lacan stellt sich damit auf die Seite Freuds, der geschrieben hat:

„Das Ichgefühl des Erwachsenen kann nicht von Anfang an so gewesen sein. Es muß eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich begreiflicherweise nicht nachweisen, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit konstruieren läßt.“<sup>10</sup>

Ein weiterer Punkt muß noch erwähnt werden. Lacan hat neben dem *Je/Selbst* noch einen anderen Begriff in die Psychoanalyse eingeführt, für den es, soweit ich sehe, bei anderen Analytikern kein Äquivalent gibt: das *Subjekt* als *Subjekt des Unbewußten* bzw. als *Subjekt des Begehrens*. Dieses *Subjekt* ist etwas anderes als das *Selbst (Je)*<sup>11</sup> und das *Ich (moi)*, das durch diese Unterscheidungen auf seine funktionalen Aspekte begrenzt wird<sup>12</sup>. Im Unterschied zum Selbst, das in Spiegelstadium entsteht, ist das Subjekt von Anfang an da. Lacan hat an Freuds Begriffen *Es*, *Ich* und *Über-Ich* festgehalten, so daß das *Selbst (Je)* und das *Subjekt (des Unbewußten)* Freuds Begriffe nicht ersetzen, sondern ergänzen. Wenn man den Begriff des *Selbst* und des *Subjekts* in Freuds Theorie der Persönlichkeit integriert<sup>13</sup>, kann man das folgendermaßen darstellen:

---

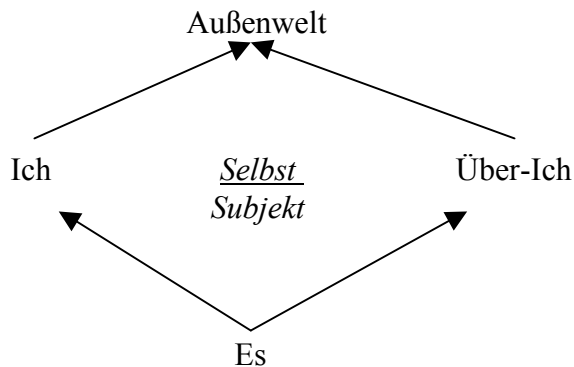
<sup>9</sup> Ebd., FN 2. in meiner Übersetzung der dort wiedergegebenen englischen Fassung.

<sup>10</sup> Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur, StA Bd. IX, S. 199. Das ‚Ichgefühl‘, von dem Freud hier spricht, ist, wie wir sehen werden, zusammengesetzt aus dem Gefühl für mich und der Vorstellung von mir. Während Freud in diesem Aufsatz die grundsätzliche Diskordanz zwischen dem Einzelnen und der Kultur aufzeigt, zeigt Lacan in seiner Abhandlung über das Spiegelstadium die grundlegende Diskordanz zwischen dem Gefühl für mich und der Vorstellung von mir auf.

<sup>11</sup> Lacan hat darum vom *sujet barré*, dem gebarrten oder gespaltenen Subjekt gesprochen. Ich übersetze diese Spaltung konkretisierend als Spaltung zwischen dem Subjekt und dem Selbst, die wir als solche wirklich erfahren können.

<sup>12</sup> Diese Unterscheidung schließt sich an Freud an, der von der „funktionalen Wichtigkeit des Ichs“ gesprochen hat. Vgl. Sigmund Freud (1923), S. 294.

<sup>13</sup> Freud stellt die Persönlichkeit als Relation von vier Termen dar: dem Es, dem Ich, dem Über-Ich und der Außenwelt. Vgl. Sigmund Freud: Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit, in ders.: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, StA Bd. I, S. 496 ff.



Das heißt, das Selbst und das Subjekt füllen etwas, das bei Freuds phänomenologisch zwar angedeutet, begrifflich aber nicht ausgearbeitet ist. In einer ersten Annäherung können wir sagen, daß das Subjekt den innersten Kern unserer selbst meint, den wir spüren, aber nicht oder nur schwer in Worte fassen können. Das Subjekt in diesem Sinn ist das Subjekt des Begehrens, d.h. das Subjekt des Wünschens und Sehns, des Erlebens und Empfindens, das Subjekt der Empfindsamkeit und der Poesie. Das Selbst ist dagegen die nach außen gewendete Seite unserer Persönlichkeit, d.h. es ist vor allem Selbstbild, Selbstdarstellung und Selbstbehauptung, es ist das, als was ich mir erscheine und anderen erscheinen möchte, es ist das, wofür sich das Subjekt ins Zeug legt, um andere zu beeindrucken oder zu gewinnen. Das Subjekt zielt auf die Zuwendung und die Liebe, das Selbst auf die Anerkennung und die Bewunderung des Anderen.

## II

Wenden wir uns nun der Abhandlung von Lacan zu, in der er das Erscheinen des Selbst als die Entstehung von etwas grundlegend Neuem beschreibt, als Auftauchen einer *Gestalt* im Sinne der Gestalttheorie, einer Gestalt, die das Subjekt für sich und für andere annehmen wird. Der Ausgangspunkt seiner Betrachtungen ist ein beobachtbares Phänomen, dessen Entdeckung er James Baldwin zuschreibt. Es besteht darin, daß

1. das Menschenjunge vom sechsten Lebensmonat an sein Bild im Spiegel als Bild seiner selbst erkennen kann (S. 63); daß es
2. auf das Erscheinen dieses Bildes im Spiegel in einer deutlichen und einer starken Weise reagiert: durch die „illuminative Mimik des *Aha-Erlebnisses*“ (S. 63) sowie den Versuch, dieses Bild in einer Art „jubilatorischer Geschäftigkeit“ wieder zu erschauen; und daß es
3. auf das, was es im Spiegel sieht, mit Gesten reagiert, mit deren Hilfe es zwei Verhältnisse untersucht: a) das Verhältnis seiner gespiegelten Bewegungen zur gespiegelten Umwelt und b) das Verhältnis dieses ganzen „virtuellen Komplexes“ zur Realität (S. 63).

Dieses Phänomen, das sich über einen Zeitraum hinweg beobachten läßt, der zwischen dem sechsten und dem achtzehnten Lebensmonat liegt, enthüllt, so Lacan, nicht einfach ein passa-

geres psychologisches Phänomen, sondern „eine ontologische Struktur der menschlichen Welt“ (S. 64)<sup>14</sup>.

Versuchen wir zunächst, das Spiegelstadium zeitlich zu situieren, d.h. im Kontext der frühkindlichen Entwicklung, wie sie von anderen analytischen Autoren beschrieben worden ist. Sein Beginn koinzidiert

- mit dem Übergang von der oralen Phase des Einverleibens zur analen des Tauschens (S. Freud);
- dem Überwinden des primären Narzißmus (S. Freud)
- dem Überwinden der depressiven Position (M. Klein)
- dem Überwinden der symbiotischen Illusion (M. Mahler)
- den ersten Anzeichen der Fremdenangst (R. Spitz) als Ausdruck der Fähigkeit, den Anderen als Anderen und damit sich als vom Anderen unterschieden zu erfassen.

Es begründet das Phänomen der Spiegelübertragung (Kohut) und stellt ein grundlegendes schöpferisches Moment des Subjekts dar (Winnicott), vielleicht bildet es die Grundlage des Schöpferischen selbst.

Bevor wir uns dem Text von Lacan zuwenden, möchte ich noch einmal in Erinnerung rufen, daß das Phänomen, auf das Lacan sich bezieht, ist nicht von ihm, sondern von anderen Autoren (Baldwin, Wallon) entdeckt und als *Spiegeltest* beschrieben worden. Lacan ‚reduziert‘ dieses Phänomen auf seine elementaren Voraussetzungen und dadurch wird aus dem experimentellen Test, der einen Schritt der mentalen Reifung bezeugt, ein Stadium der psychische Entwicklung, in dem sich eine neue psychische Struktur herausbildet..

Lacan beginnt mit einer Deutung (d.h. einer setzenden Hypothese, die man versuchsweise annehmen oder gleich zurückweisen, aber nicht argumentativ ableiten kann), die ich hier wörtlich wiedergebe, weil alles, was dann folgt, darin besteht, den Sinn (d.h. die impliziten Voraussetzungen und die expliziten Wirkungen) dieser Deutung zu elaborieren:

„Man kann das Spiegelstadium als eine Identifikation verstehen, im vollen Sinne, den die Psychoanalyse diesem Terminus gibt: als eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung.“ (S. 64)

Wir finden in diesem Satz zweierlei, nämlich erstens eine deutende Hypothese (das Spiegelstadium kann als eine Identifikation verstanden werden) und zweitens eine Definition (die Identifikation ist eine Verwandlung bei Subjekt, die durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöst wird). Zusammen führen sie über das hinaus, was den beobachtenden bzw. experimentierenden Psychologen am Verhältnis des Kleinkindes zu seinem Spiegelbild aufgefallen war. Denn eines ist es, wie die Psychologen zu bemerken, daß ein Kind vom sechsten Lebensmonat an in der Lage ist, sein Spiegelbild als Bild seiner selbst zu erkennen und ein anderes, darin über die mentale Fähigkeit hinaus den psychischen Akt einer Identifizierung im oben definierten Sinn zu erkennen, d.h. eine wirkliche Verwandlung beim Subjekt, das das Bild seiner selbst „aufnimmt“. Die deutsche Übersetzung gibt das konnotative Feld des französi-

---

<sup>14</sup> Lacan orientiert sich in diesen Jahren noch nicht am Strukturalismus, sondern an der Phänomenologie; daher die polemischen Bemerkungen zu Sartre (S. 69) oder der Hinweis auf seine „Methode der symbolischen Reduktion“, die natürlich eine Anspielung auf Husserls Methode der „eidetischen Reduktion“ darstellt, der analytischen Operation der Phänomenologie, die darauf zielt, die grundlegenden Elementen des Bewußtseins und der Erfahrung aufzudecken. Von seinem Stil und seiner Kontextualisierung her gehört dieser Text Lacans dem Diskurs der phänomenologischen Psychologie an. Vgl. z.B. die Abhandlung seines Freundes Henri Wallon (1947, dt. 1949): Die psychische Entwicklung des Kindes, Berlin/Leipzig.

schen Verbs, das Lacan benutzt, um die Identifikation zu definieren, nämlich *assumer* nicht ganz treffend wieder. Denn *assumer* bedeutet nicht einfach *aufnehmen*, sondern *auf sich nehmen* (eines Risikos), *übernehmen* (einer Aufgabe oder Verantwortung), aber auch *bekleiden* (eines Amtes) oder *ausfüllen* (einer Stelle) sowie *ertragen* (von Schmerzen). Das ist nicht ganz bedeutungslos, weil das, was das Kind im Spiegel sieht, etwas ist, was es selbst gewöhnlich nicht sehen kann, etwas, das die anderen immer sehen. Die Identifikation mit dem eigenen Bild impliziert darum die Übernahme des Blicks der anderen, was das Kind jetzt, im Alter von sechs Monaten, vielleicht noch nicht „weiß“. Aber es sieht, wenn es von seiner Mutter gehalten wird, im Spiegel nicht nur sich, sondern auch seine Mutter und ihren Blick, und es erfährt somit im Spiegel das, was seine Mutter sieht, wenn es von ihr gesehen wird. Von dem Moment an, in dem es das erfährt, wird das Subjekt nicht mehr ganz davon loskommen, das Bild seiner selbst mit den Augen der anderen zu sehen und es dem Blick der anderen entsprechend zu modeln. Das Subjekt kann den Blick des anderen affirmieren, sich ihm anpassen, unterwerfen, es kann sich ihm aufdrängen oder empfehlen; es kann ihn aber auch konterkarieren, ihn brüskieren, ihm opponieren, sich ihm entziehen. Es kann diesen Blick sogar persiflieren oder verspotten, weil der Blick des anderen erstens immer auch dessen Blick auf sich und zweitens meinen Blick auf ihn enthält. Man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß ich von dem Augenblick an alles, was ich sehe (einschließlich dessen, was ich bin und mache) mit den eigenen Augen und den Augen des anderen sehe. Wir können dann sagen, daß diese beiden „Blicke, die sich kreuzen“, und zwar in allem kreuzen, was ich sehe, das Feld der bildenden Kunst konstituieren. Vor allem zwei Bereiche fallen in diesem Zusammenhang besonders auf: Zum einen das Genre der Madonnenbilder mit dem Kind im Arm, die die Urszene des Spiegelstadiums wiedergeben insofern sie das zeigen, was das Kind im Spiegel sieht, und dann das Feld der Porträt- und der Selbstporträtmalerei bzw. –fotografie. Zumindest der letzte Punkt wird es uns erlauben, auf Cindy Sherman zurückzukommen, nachdem wir Lacan noch ein Stück weiter gefolgt sind.

Seine folgenden Überlegungen von einer einfachen Frage aus: Was sieht das Kind von sechs Monaten eigentlich im Spiegel und womit identifiziert es sich? In diesem Alter ist das Kind – der Mensch ist, wie schon Freud hervorhob, eine physiologische Frühgeburt – noch nicht in der Lage, seinen motorischen Apparat zu kontrollieren. Im Unterschied zum gleichaltrigen Affenjungen kann es mit sechs Monaten noch nicht sitzen, stehen oder gar gehen, und zwar nicht wegen einer Schwäche seiner Muskeln, sondern wegen der unvollkommenen Reifung seines Nervensystems.

Sehen wir uns eine medizinisch orientierte Entwicklungspsychologie an, um kurz den Entwicklungsstand eines sechsmonatigen Säuglings zu skizzieren (L. Joseph Stone, Josef Church: Kindheit und Jugend. Einführung in die Entwicklungspsychologie Band 1, Stuttgart 1978).

Der Säugling kann in diesem Alter weder kriechen noch sitzen (vier bis acht Wochen später wird er damit beginnen), aber er beginnt, seine Hände koordiniert zu bewegen und Gegenstände gezielter zu untersuchen, z.B. ihre Rückseite, was auf eine aufkommende räumliche Vorstellungsfähigkeit schließen läßt. Er zeigt die ersten adäquaten Reaktionen auf die kommunikativen Reaktionen anderer, z.B. auf den Ausdruck von Freude oder Ärger. Er hat Freude an passiven Versteckspielen (kuku-da) und beginnt damit, Erwachsene seiner Umgebung nachzuahmen. Er beginnt, in das Lachen der Erwachsenen einzustimmen und bald darauf versucht er, durch sein Lachen das ihre hervorzurufen. Er beginnt zu lallen und lange bevor er sprechen kann, findet der Säugling „Mittel und Wege, anderen mitzuteilen was er möchte, und seine Wünsche gehen weit über die Befriedigungen körperlicher Bedürfnisse hinaus.“ (S. 101)

In diesem Alter wird er seine Füße entdecken, aber „zunächst erkennt das Baby die Füße nicht als Teile seines Körpers, sondern sieht sie als sonderbare Gegenstände an, die gelegentlich (...) in sein Gesichtsfeld treten.“ (87) So ist der Säugling in diesem Alter, in dem die ersten Zähne wachsen, überrascht, daß es ihn schmerzt, wenn er in seinen Fuß beißt. Dies ist nur eines von vielen Zeichen dafür, „daß das Baby nicht von Geburt an einfach in seiner Eigenschaft als funktionsfähiges biologisches Wesen seinen eigenen Körper erkennt, sondern daß der Körper, sein Ausmaß und seine Fähigkeiten zu fühlen und zu han-

deln während einer langen Lehrzeit durch eine Reihe von Entdeckungen erfahren werden müssen.“ Der Säugling kann sogar „verschiedene Teile seines Körpers gebrauchen, bevor es sie richtig entdeckt hat.“ (S. 90)

Wie finden in dieser Beschreibung eine deutliche Diskrepanz zwischen Unvollkommenheit der körperlichen Entwicklung und der psychischen, die ihr voraneilt. Beim Säugling, der noch weit davon entfernt ist, sich selbständig bewegen zu können, erwachen intersubjektive Wahrnehmungen, kommunikative Fähigkeiten und Wünsche, die „weit über die Befriedigungen körperlicher Bedürfnisse hinausgehen.“ Das heißt, der Säugling beginnt in diesem Alter, den Zustand seiner objektiven Hilflosigkeit subjektiv als solchen zu erleben.

Dieser Befund ist von entscheidender Bedeutung für Lacans Interpretation dessen, was das Kind erlebt, wenn es das Bild seiner selbst im Spiegel erkennt: Es sieht und erkennt das Bild eines zusammenhängenden Körpers, den es in diesem Alter noch gar nicht als einen zusammenhängenden Körper erlebt (wie Verhaltensbeobachtung zeigt und die Neuroanatomie beweist). In diesem Augenblick, in dem das Kind durch die Entdeckung seines Spiegelbildes die Tatsache seines Daseins erfährt<sup>15</sup>, erfährt es zugleich seine Unvollkommenheit. Es sieht im Spiegel seinen ganzen Körper, den es als solchen aber noch nicht erleben oder spüren kann. Es sieht, mit anderen Worten, im Spiegel das Bild einer Ganzheit, der keine subjektive Erfahrung entspricht. Das Bild, in dem der Säugling jubilierend sich selbst erkennt, ist, wie Lacan schreibt, eine „Fata Morgana“ (S. 64), die keine Erkenntnis, sondern eine „Verkennungsfunktion“ begründet (S. 67), eine Verkennung, die konstitutiv dafür ist, daß der Mensch sein animalisches Dasein übersteigt. Das gleichaltrige Schimpansenjunge, dem Säugling an „motorischer Intelligenz“ weit überlegen, erfährt nach einer kurzen Untersuchung die objektive „Nichtigkeit des Bildes“ (S. 63)<sup>16</sup> und verliert das Interesse daran, während das Menschenjunge sich selbst erkennt und damit die Tatsache seines Daseins erfährt. D.h. der Mensch konstituiert sich, noch bevor er, wie Lacan ihn später bezeichnet, zum „Sprechwesen“ (*parlêtre*) wird, als ein Bild-, genauer: als ein eingebildetes Wesen. Tatsächlich kann man im Spiegelstadium die Begründung der menschlichen Einbildungskraft und zugleich die Selbstbegründung des Menschen durch seine Einbildungskraft sehen. Durch die Identifizierung des Subjekts mit seinem Spiegelbild (*image spéculaire*) entsteht im Spiegelstadium die *Imago* des Selbst.

Der Ausdruck *Imago* wurde von Jung in die Psychoanalyse eingeführt, und zwar in *Symbole und Wandlungen der Libido* (1912), jenem Buch, das seine Trennung von Freud zur Folge haben sollte. Jung spricht dort von der Bruder- und der Schwesterimago. Freud hat diesen „glücklichen Ausdruck“ noch im selben Jahr aufgegriffen und den beiden Formen Jungs die *Vaterimago* hinzugefügt, als Vorbild für die Übertragung auf den Arzt in der Kur<sup>17</sup>. Später hat Freud diesen Ausdruck zwar nicht mehr benutzt, aber 1932 hat er eine Zeitschrift unter diesem Namen gegründet: *Imago. Zeitschrift für die Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften*. Das Wort selbst war durch den 1906 erschienenen Bekenntnisroman *Imago* von Carl Spitteler damals sehr populär. Lacan geht in seiner Aufnahme dieses Ausdrucks auf die-

---

<sup>15</sup> Und zwar in der doppelten Bestimmung als Sein für sich und als Sein für andere. Der Mensch ist, wie Heidegger geschrieben hat, das „Daseiende, dem es um sein Sein geht“. Das Sein des Menschen ist nicht einfach Bewußt-Sein, sondern Selbst-Bewußtsein (Das bedeutet, daß das Bewußtsein des Menschen nicht in seinen Sein, sondern in seiner Beziehung zum Anderen fundiert ist, was einen gewissen Seinsverlust oder Seinsmangel zur Folge hat, der die Voraussetzung für das Blühen seiner Phantasie darstellt. Ein Kind kann darum nächtliche Ängste entwickeln, während ein Tier einfach ruhig schläft.) Das Sein des Menschen ist darum reflexiv verfaßt. Lacan beschreibt mit dem Spiegelstadium die psychischen Grundlagen der phänomenologischen Reflexionsphilosophien, wie wir sie, ausgehend von Fichtes Reflexionen über das „sich setzende Ich“, vor allem bei Hegel und später bei Sartre finden.

<sup>16</sup> Das heißt der Affe sieht im Spiegel nicht sich, sondern einen Affen und verliert das Interesse, sobald er merkt, daß es doch keiner ist. Der Vergleich des Menschen- mit dem Affenjungen zieht sich durch das entwicklungspsychologische Denken von Henry Wallon, einem Freund von Lacan, dem Evans (Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse, Wien 2002, S. 277) die Erfindung des Spiegeltests zuschreibt. Vgl. Henri Wallon: *Die psychische Entwicklung des Kindes*, Berlin/Leipzig 1949.

<sup>17</sup> Sigmund Freud (1912): *Zur Dynamik der Übertragung*, StA EB S. 160.

sen Zusammenhang nicht ein und weist statt dessen in einem Nebensatz auf die antike Bedeutung des Wortes hin, deren Kenntnis er voraussetzt (S. 64). *Imago* ist die lateinische Übersetzung des griechischen *eikon* bzw. *eidolon*<sup>18</sup>, das einerseits die Grundlage der platonischen Ideenlehre bildet<sup>19</sup> und andererseits in Beziehung zum griechischen Totenglauben steht: Die Toten existieren als *eidolon* in der Schattenwelt fort, was für die Griechen eine schreckliche Vorstellung war. Das griechische *eidolon* steht für ein Bild, das nicht nur Abbild, sondern auch Vorbild und Nachbild ist, ein Bild, dessen Existenz von jeglicher Materialität unabhängig ist, das die Materie formt und ihren Zerfall (den Tod) überdauert.

Das Spiegelstadium zeigt sich, wie Lacan bemerkt, als

„Spezialfall der Funktion der *Imago*, die darin besteht, daß sie eine Beziehung herstellt zwischen dem Organismus und seiner Realität; der *Innenwelt* und der *Umwelt*.“ (S.66)

Bis zu diesem Zeitpunkt kann das Kind noch nicht zwischen sich und der Umwelt<sup>20</sup> unterscheiden, weil es noch keine Vorstellung von sich und damit auch keine Vorstellung vom anderen hat. Es lebt bis dahin in einem narzißtischen Universum, in dem die verschiedenen Objekte, denen es begegnet, sich wie Sterne bewegen, die erscheinen und wieder verschwinden<sup>21</sup>. In dem Moment, in dem das Kind sein Spiegelbild als Bild seiner selbst erfäßt, sieht es im Spiegel nicht einfach nur sich, sondern es sieht sich in seiner Umwelt. Diese Umwelt hat es auch vorher schon gesehen, aber - und das ist das Neue – nicht sich darin.

Das Kind sieht dabei im Spiegel einen ganzen, zusammenhängenden Körper, den es aufgrund der „spezifischen Vorzeitigkeit der menschlichen Geburt“ (S. 66) aber noch nicht als solchen erfahren kann. Es erlebt seinen Körper in dieser Zeit noch als „zerstückelt“, eine Erfahrung, von der Lacan sagt, daß sie in der analytische Erfahrung ihren Widerhall in bestimmten Träumen und der „fantasmatischen Anatomie“ der hysterischen Konversionssymptome hat. (S. 67). Man könnte dem noch die Klinik der Psychosen hinzufügen, in der sich die Phantasmen, die vom „Bild des zerstückelten Körpers ausgehen“, am eindrucklichsten zeigen (die Arbeiten von Paul Schilder, Paul Federn und Gisela Pankow handeln davon), oder die Ausarbeitungen von Françoise Dolto, die an den Zeichnungen von Kindern ihr „unbewußtes Körperbild“ abliest. Die Erfahrung, die das Kind im Spiegelstadium macht, ist von dieser Diskrepanz zwischen seiner Körperfahrung und seinem Spiegelbild gekennzeichnet, das ihm etwas zeigt, was es noch nicht hat:

„Das Spiegelstadium ist ein Drama, dessen innere Spannung von der Unzulänglichkeit auf die Antizipation überspringt.“ (S. 67)

Man kann diese Erfahrung als eine Vor-Spiegelung beschreiben, und zwar im vierfachen Sinn des *Vor*: im ontologischen, insofern ein Bild immer etwas zeigt, was es nicht ist („Ceci n'est pas une pipe“ hatte Margritte auf das Bild einer Pfeife geschrieben); im psychischen des sich-etwas-Vormachens (der Verkennung, S. 69), im räumlichen, insofern ich das Bild meiner

---

<sup>18</sup> Das lat. *imago* bedeutet: 1. Bild, Porträt; 2. Wachsmaske, Ahnenbild; 3. Abbild, Ebenbild, Seitenstück, auch Schatten, Schemen, Traumbild; 4. Trugbild, Scheinbild, Schein; 5. Anblick, Erscheinung, Vorstellung, Einbildung, Gedanke (Vgl. Der kleine Stowasser. Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch).

<sup>19</sup> Nach der platonischen Ideenlehre ist die Wirklichkeit das unvollkommene materielle Abbild eines immateriellen Urbildes. Lacan zeigt die psychischen Wurzeln auf, aus denen dieser Gedanke hervorgehen konnte, der über Plotin zur paradigmatischen Grundlage der christlichen Theologie und somit für 1500 Jahre des abendländischen Denkens wurde. Ein Gedanke, der sich so lange halten und so wirkmächtig werden konnte, muß, wie man mit Freud sagen könnte, einer psychologischen Wahrheit entsprechen.

<sup>20</sup> Vgl. dazu die eindruckliche Darstellung der vorangehenden Zustände bei Donald W. Winnicott (1994): Die menschliche Natur, Stuttgart.

<sup>21</sup> Vgl. dazu Achim Perner: Psychodynamische Überlegungen zur Dissozialität im Anschluß an August Aichhorn, in Verein für Psychoanalytische Sozialarbeit (Hg.) (2007): Narcissus und sein Gegenüber, Tübingen.



Selbst vor mir sehe, also da, wo ich nicht bin (als „eine „Gestalt im Außerhalb“, S. 69) und schließlich im zeitlichen, insofern das Kind im Spiegel etwas sieht, was es noch nicht ist und das es somit antizipiert (S. 67). Die Struktur dieser Erfahrung stellt ein wirkliches Transzendieren der Realität des Gegebenen dar, das zur Folge hat, das unser Bewußtsein kein bloßes Abbild der Welt ist, sondern sich ein Bild davon macht, wie die Welt nicht ist, aber sein soll<sup>22</sup>. Dieses Bild, das das Kind im Spiegel sieht, ist, wie Lacan mit Bezug auf die Gestalttheorie sagt, „eher bestimmend als bestimmt“ (S. 64), d.h. es wirkt sich gestaltend auf das Subjekt aus, das eine bestimmte Gestalt sieht:

„Daß eine ‚Gestalt‘ bildnerische Wirkungen auf den Organismus auszuüben vermag, ist durch (...) biologisches Experimentieren bezeugt. (...), das zeigen konnte, „daß die Reifung der Geschlechtsdrüsen bei der Taube den Anblick eines Artgenossen unbedingt voraussetzt (...) und daß die gleiche Wirkung auch erzielt wird durch das Aufstellen eines Spiegels in der Nähe des Individuums, so daß es sich darin sehen kann.“ (S. 65)

In diesem Sinn schreibt Lacan der Identifikation des Kindes mit seinem Spiegelbild eine gestalterische, umwandelnde Wirkung zu, eine wirkliche Metamorphose, die sich nicht auf seine physiologische Reifung, aber auf die Hervorbringung einer psychischen Struktur auswirkt<sup>23</sup>. Diese Identifikation stellt so etwas wie eine existenzielle Urerfahrung dar, aus der das Kind als Person (das lat. *persona* bedeutet *Maske*) hervorgeht. Diese Erfahrung ist aber von der oben erwähnten Diskrepanz zwischen der sinnlichen Erfahrung des zerstückelten Körpers und dem Bild des ganzen Körpers gekennzeichnet, mit dem das Kind sich identifiziert. Wir hatten oben gesehen, daß die Imago des Selbst eine Beziehung zwischen der *Innenwelt* und der *Umwelt* herstellt, indem das Subjekt sich mit dem Bild seines Körpers in der Umwelt identifiziert. Wir hatten aber auch gesehen, daß genau dadurch das Universum des primären Narzißmus aufgegeben wird, in dem es noch keine Unterscheidung von *Umwelt* und *Innenwelt* gibt. Mit der Herstellung dieser Beziehung geht deshalb ein „Bruch des Kreises von der *Innenwelt* zur *Umwelt*“ einher, der „die unerschöpfliche Quadratur der Ich-Prüfungen“ hervorbringt (S. 67)<sup>24</sup>.

Weil das Kind, das bisher in einer Innenwelt befangen war, sich nun mit seinem Bild in der Umwelt identifiziert, stellt diese Identifikation zugleich eine Entfremdung des Subjekts von sich selbst, eine „entfremdende Bestimmung“ dar. Das Kind identifiziert sich mit etwas, das zugleich es selbst und doch nicht mit ihm identisch ist. Jeder Blick in den Spiegel (jeder wirkliche Blick, denn natürlich kann ich auch an mir vorbei oder durch mich hindurchschauen) enthüllt die wesentliche Struktur dieser Erfahrung: Ich sehe mich (mein Äußeres) dort, im Spiegel, wo ich nicht bin, aber ich spüre mich (mein Inneres) hier, wo ich bin und mich nicht sehe. Das Bild meiner selbst, das ich im Spiegel sehe, ist mir deshalb vertraut und doch irgendwie fremd, nicht selten sogar befremdend. Und ich merke auch, daß dieser Blick auf mich im Spiegel hin- und hergeht zwischen meinem Blick und dem Blick der anderen,

---

<sup>22</sup> Man kann darum sagen, daß im Spiegelstadium auch das „Prinzip Hoffnung“ bzw. der „Geist der Utopie“ geboren wird, von dem Ernst Bloch gesprochen hat.

<sup>23</sup> Die Eingeschlossenheit von Autisten kann das deutlich machen. Autistische Kinder haben das Spiegelstadium offenbar nicht durchlaufen, jedenfalls zeigen sie keinerlei Interesse an ihrem Spiegelbild. Sie entwickeln in der Pubertät die volle Geschlechtsreife, aber sie haben kein „Bild von sich in einer Umwelt“ und können sich darum nicht als ein Selbst auf ein anderes Selbst beziehen. Die Identifikation mit dem Spiegelbild Voraussetzung für die Entstehung eines Spiegel-Ichs (je spéculaire), das sich später zum sozialen Ich (je social) weiterentwickeln kann. (S. 68)

<sup>24</sup> Lacan gehört nicht zu den Leuten, die sich den Zustand davor als einen paradiesischen vorstellen. Er erwähnt ein „gewisses Aufspringen des Organismus in seinem Innern „, eine „ursprüngliche Zwietracht“ (Discorde) des Menschen, die sich in den ersten Lebensmonaten „durch Zeichen von Unbehagen und motorischer Inkoordination“ bemerkbar machen als Folge seine vorzeitigen Geburt, d.h. der infantilen Hilflosigkeit.

d.h. jenem Blick auf mich, wie die anderen mich sehen bzw. sehen sollen. So liegt dem Verhältnis des Subjekts zu seinem Selbst, das es verkörpert, eine doppelte Entfremdung zugrunde: eine Entfremdung seines Sehens durch die Übernahme des Blicks der anderen, und eine Entfremdung seines Seins, d.h. eine Entfremdung zwischen dem, was es wirklich ist und spürt und dem, was es sieht. Lacan hat das Subjekt darum als ein grundsätzlich gespaltenes bezeichnet, und weil das Subjekt sich im Spiegelstadium mit dem identifiziert, was es nicht ist, hat er von einem grundsätzlichen „Seinsmangel“ (manque-à-être) des „Sprechwesens“ (parlêtre) gesprochen, das sich hier als ein eingebildetes Selbst erweist (als eine „jémagination“, wie man dann auf Französisch sagen könnte).

Wegen dieser Nicht-Identität zwischen dem Subjekt und seinem Selbst, wegen der Spaltung, die seine Identifikation mit seinem Spiegelbild hervorgerufen hat und wegen der Entfremdung, die damit einhergeht, ist das Verhältnis des Menschen zu sich selbst von einer aggressiven Spannung gekennzeichnet, die sich in unterschiedlicher Weise symbolisch zeigen, symptomatisch äußern oder handelnd manifestieren kann, von der Grimasse, der finsternen Miene und dem aufgesetzten Gesicht zum Body-Building und der Anorexie, in der die narzißtische Wut des Subjekts auf sich selbst zum Ausdruck kommt, bis zum Angriff auf den Anderen, dessen Blick das Subjekt nicht erträgt und den verschiedenen Formen der Autodestruktivität.

Kommen wir nun auf Cindy Sherman zurück. Wir waren bei letzten Mal von zwei Lesarten ihres Werks ausgegangen, die uns zu folgender Formel geführt und zur Beschäftigung mit dem Spiegelstadium geführt haben:

<u>Blick</u>		<u>Körperlichkeit</u>
	x	
Repräsentation		Aggression

Nach Lektüre Lacans würde ich das anders schreiben, nämlich:

<u>Blick</u>		<u>Repräsentation</u>
	x	
Körperlichkeit		Aggression

Wobei unter der Repräsentation hier natürlich das Bild des Körpers im Spiegel zu verstehen ist. Die richtige Formel wäre dann

<u>Blick</u>		<u>Spiegelbild</u>
	x	
Körperlichkeit		Aggression

Diese Formel artikuliert präzise die Bewegung, die wir am Text von Lacan erkannt haben: Aus der Körperlichkeit des Subjekts sprießt ein Blick hervor, der im Spiegel das Bild seiner selbst erfaßt, mit dem es sich identifiziert und dadurch von sich selbst entfremdet, was eine aggressive Spannung zur Folge hat.

Die Körperlichkeit (als das durch die Identifizierung mit dem Spiegelbild verdrängte) und die Aggression (als dadurch bewirkte und drängende) sind darum unten geschrieben.

Kann man diese Bewegung in den Fotografien von Sherman wiederfinden? Ich denke schon, ausgehend von dem Moment des Befremdens, das sie auslösen und der Kluft zwischen dem (Künstler-)Subjekt Cindy Sherman und ihren Fotos, in denen sie sich (uns?) immer wieder als eine andere präsentiert. D.h. auf der Ebene des Performativen führt Sherman uns vor, was Lacan beschrieben hat.

Man kann dann in einzelnen Bildern suchen nach

- der konkreten Gestalt der Befremdung
- der Arrangement, dem Artifizialen (in diesem Zusammenhang ist der Unterschied ihrer Arbeiten zu den ‚naturalistisch‘ wirkenden von Diane Arbus angeführt worden)
- der expliziten oder impliziten Aggressivität
- dem Blick auf das Sujet (durch die Position und Einstellung der Kamera)
- dem Blick der Dargestellten (der oft leer, gebrochen ist)

d.h. das mit Lacan Gesagte müßte nun an einzelnen Bildern oder Serien konkretisiert werden.